



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

γ.: Zwei süddeutsche Dichterbücher.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zwei süddeutsche Dichterbücher.

Münchener Dichterbuch. Herausgegeben von Emanuel Geibel. Stuttgart, 1863.
Deutsches Dichterbuch aus Schwaben. Herausg. v. Ludwig Seeger. Stuttgart, 1864.

Ein Musenalmanach gleicht unsern Kunstausstellungen. Der Zufall hat die Bilder in Einem Saale zusammengeführt. Der Kreis der Einsender erstreckt sich meist so weit, als die persönlichen Verbindungen der Unternehmern reichen. Ein jeder schickt dann ein, was er eben Fertiges auf seiner Staffelei hat. Man würde nicht selten einem Künstler Unrecht thun, ihn nach der Leistung zu beurtheilen, die er gerade dem Publicum vorlegt. Man wird noch mehr mit dem Urtheil zurückhalten müssen, wenn man allgemeine Resultate ziehen und etwa den Höhepunkt der Leistungen einer ganzen Schule oder gar der modernen Kunst überhaupt nach der Physiognomie der Ausstellungswände bemessen wollte. Es ist ein absolut Unbekanntes, dem derjenige entgegengeht, der seine Eintrittskarte gelöst hat, und, bevor er sich aus dem Katalog oder einer Zeitungskritik unterrichtet hat die Säle betritt. Je reicher die Ausstellung ist, je bunter die Bilder durcheinanderhängen, um so mehr wird er Zeit brauchen, sich einigermaßen zurecht zu finden, und das Bedeutende von der mittelmäßigen Menge auszuscheiden. Zunächst wird er den paar großen Hauptbildern sich zuwenden, die schon durch ihre Dimensionen besonders ins Auge fallen und die jedesmal sich vorzufinden pflegen. Sie geben der Ausstellung ihr hervorstechendes Gepräge, sie sind die hauptsächlichlichen Objecte der Kritik. Dann wird sich der Neueintretende am leichtesten nach den schon bekannteren Namen orientiren. Er wird sich fragen, ob die jüngsten Leistungen dem Ruf und der hergebrachten Classification des Künstlers entsprechen, ob sie namhafte Fortschritte bezeichnen oder die recipirten Kategorien umstoßen. Endlich aber — und dies ist für den Kritiker die ganz besondere Aufgabe — wird er den neu-aufgetauchten Talenten nachgehen müssen, die sich an die Seite der berühmteren Namen gewagt haben, und prüfen, ob sich bei ihnen zukunfstreiche, vielversprechende Keime entdecken lassen. Erst dann läßt sich ein begründetes Urtheil

über den allgemeinen Charakter der Ausstellung fällen und nach dem Gesamteindruck, nach den Richtungen, welche vorwiegen, das Resultat für den erfreulichen oder unerfreulichen Stand der zeitgenössischen Kunst überhaupt ziehen.

In ähnlicher Weise werden die Eindrücke beim Aufschlagen eines Dichterbuchs sich folgen. Einen wahren Werth wird dasselbe dann haben, wenn nicht bloß einzelne hervorragende Meister sich betheiligen, deren Namen allerdings als Lockvögel nicht zu entbehren sind, sondern wenn sich bestimmte Richtungen zu erkennen geben, und ganz besonders, wenn der noch namenlose Nachwuchs sich mit Gutes versprechenden Erzeugnissen in die Reihe gestellt hat. Für die Erstlinge junger Künstler sind noch ganz besonders die Ausstellungen wie die Dichterbücher. Ein älterer renommirter Meister verschmäht es nicht selten, in solcher Form und solcher bunten Gesellschaft seine Schöpfungen dem Publicum anzubieten. Er wird gesehen, gelesen und gekauft auch ohne das Mittel der Association. Er giebt ebensoviel als er empfängt, wenn er im Kreise der Mitstreibenden erscheint. Seine Betheiligung — bei Dichterbüchern noch mehr als bei Ausstellungen — verleiht ihm gewissermaßen die Stellung eines Protectors. Er hat die doppelte Ehre, einmal der Erste unter Gleichen zu sein, und dann durch seinen Schutz die jüngeren Talente in die Gesellschaft einzuführen. Allein die ganze Veranstaltung ist doch wesentlich zum Besten der letzteren. Für sie ist es eine erste Gelegenheit sich hervorzuthun, eine Probe, die dem selbständigen Auftreten vorauszugehen pflegt. Was bedeutend, probehaltig ist, hebt sich von selbst hervor. Das Andere verschwindet unter der Menge, welche das Mittelmäßige und Schlechte gnädig bedeckt. In diesem Sinne soll im Nachfolgenden einiger jüngerer Talente Erwähnung geschehen, die sich in den beiden Dichterbüchern bemerklich gemacht haben, von welchen das eine, das münchener, bereits ein Jahr alt ist, aber schon in dreifacher Auflage sich bewährt hat, das andere vor Kurzem erschienen ist.

Es wäre schwer, auf Grund der vorliegenden beiden Bände über den allgemeinen Charakter der zeitgenössischen Poesie, speciell der Lyrik, die doch immer die Hauptmasse solcher Dichterbücher bildet, ein bestimmtes Urtheil zu fällen. Offenbar herrscht in unserer gegenwärtigen Lyrik ein gewisses Durchschnittsmaß der Bildung, das sich nicht nur auf die Technik, sondern auch auf die zur Darstellung kommende Empfindungs- und Gedankenwelt erstreckt, und dabei dann doch wieder eine Mannigfaltigkeit, welche der Einreihung in bestimmte Kategorien widerstrebt. Es entspricht dies genau dem Charakter unsrer heutigen Cultur überhaupt, welche in gewissem Sinn eine allgemeine ist und doch in die mannigfaltigsten, schwer zu begrenzenden Richtungen auseinandergeht. Da nun jene durchschnittliche Bildung etwas Erlernbares ist, so wird auch der weniger Begabte, wenn er nur Unempfindung, Gelehrigkeit und Takt besitzt, leicht in einzelnen, zumal kleineren Productionen jene Höhe erreichen, auf

welcher er mit den Mitstrebenden erscheinen kann. Neue bahnbrechende Genies wird man in unsrer Zeit am wenigsten suchen wollen. Unsere jungen Poeten treten gleich als fertige Künstler auf. Sie werden die Welt nicht durch urwüchsigte Productionen einer noch ungebändigten Naturkraft in Staunen setzen, die sich dann durch einen Läuterungsproceß der dichterischen Persönlichkeit allmählig zu einem Kunstproducte abklärt, sondern sie sind von vornherein mit allen Mitteln der fortgeschrittenen Cultur ausgestattet, der Proceß, den sie selbst durchzumachen hätten, ist bereits für sie vollbracht in einer vergangenen Literatur-epoche, auf deren Schultern sie stehen, sie werden leicht jenes Durchschnittsmaß erreichen, aber sie werden es selten überragen. Ihre Verse werden sich gut lesen lassen, aber eigentlich Neues werden wir kaum erwarten; der Inhalt ist uns wohlbekannt, der Vorstellungskreis ist gegeben, und es fragt sich nur noch, mit welcher Geschicklichkeit sie ihn zu verwerthen wissen, welche individuelle Färbung sie den aus diesem Kreis genommenen Gestalten zu geben vermögen.

Eben auf der Erlernbarkeit des seit unsrer großen Literaturperiode durch tausend Kanäle in die allgemeine Bildung übergeströmten Stoffes läßt sich allein die Ueberfluthung des lyrischen Markts erklären. Eben daraus erklärt sich aber auch die Erscheinung, daß die Bedeutung, welche sonst das landschaftliche oder landsmannschaftliche Moment für die dichterische Production hatte, mehr und mehr zurücktritt. Wie die Bildung eine allgemeinere wird, so verwischen sich auch die Unterschiede der localen Schulen. Es ist kürzlich aus Anlaß der Herausgabe eines österreichischen Dichterbuchs gegen die Bezeichnung: österreichische Dichterschule protestirt worden. Man wird auch von einer schwäbischen Dichterschule nicht mehr reden können. Enthielt schon das, was man so nannte, ziemlich disparate Elemente, so fehlt jetzt in der That jedes äußere oder innere Band, das diese Bezeichnung rechtfertigen würde. Das Dichterbuch aus Schwaben enthält nicht nur eine große Reihe von Namen, die den verschiedensten deutschen Landschaften angehören, und mit denen sich nicht die mindeste Verwandtschaft nachweisen ließe, sondern es wäre auch — die schwäbischen Dichter, die hier versammelt sind, für sich genommen — schwer zu sagen, welche Züge ihnen gemeinschaftlich wären. Man muß sich an frühere Dichterbücher, an die 1812 und 1813 von Kerner und Uhland herausgegebenen Musenalmanache erinnern, um mit einem Mal zu ermessen, welche Veränderung in dieser Beziehung mit unserer Literatur vorgegangen ist. Allerdings haben auch an diesen Almanachen eine Reihe norddeutscher, aber innerlich verwandter Dichter Theil genommen, so daß sie weniger ein Ausdruck der schwäbischen als der neuromantischen Schule waren. Aber nach beiden Seiten ist die Auflösung der alten Verbände vollständig. Die Schulen, mochten sie nun mehr localen oder mehr ästhetisch-literarischen Charakters sein, bildeten gewissermaßen eine Vermittlung zwischen dem Einzelnen und der allgemeinen Literatur. Dieses

Mittelglied besteht nicht mehr: frei und losgelöst steht der Einzelne dem Allgemeinen gegenüber.

Noch weniger kann natürlich bei dem münchener Dichterbuch von einer Schule mit localem Hintergrund die Rede sein. Es hat nie eine bairische Schule gegeben, so wenig wie eine bairische Kunst, obwohl wir eine bairische Literaturgeschichte und eine bairische Kunstgeschichte besitzen. Die Blüthe, welche Wissenschaft und Kunst neuerdings in Ikar-Athen getrieben hat, ist ein ausländisches Gewächs, das mit dem bairischen Volkscharakter wenig gemein hat, ja gegen das der letztere von Zeit zu Zeit zu rebelliren pflegt. Die vielberufenen „Berufenen“ sind es, die in der literarischen Welt den Ton angeben, sie bilden den Kern, an den sich auch die einheimischen Kräfte anschließen. Emanuel Geibel insbesondere waltet dort in der Stellung einer Art von Prääsidenten oder Protectors der literarischen Republik. Wie er bereits mehre bairische Dichter in die Literatur eingeführt hat, so kam es ihm auch zu, das münchener Dichterbuch unter den Schutz seiner Autorität zu nehmen. Von localen Einflüssen also kann hier nicht die Rede sein. Bei der eigenthümlichen Mischung fremder und einheimischer Elemente, bei dem quantitativ und qualitativ bedeutenden Hervortreten norddeutscher Einflüsse, wird, wenn von einer gleichartigen Richtung gesprochen werden kann, das Gemeinsame nur darin bestehen können, daß der rein künstlerische Standpunkt als der beherrschende in den Vordergrund tritt. Das literarische Leben ist mit Bewußtsein hinausgehoben über das unmittelbar es umgebende Volksleben, es nimmt eine eigene abgesonderte Sphäre ein, und die Poesie wird unter diesen Umständen im eminenten Sinn den Charakter der Kunstdichtung an sich tragen. Nicht allein in dem Sinn, daß nun auf die feine Ausfeilung der Form ein besonderes Gewicht fällt, sondern auch die Stoffe, die ganze Haltung werden dem entsprechen. Das Empfindungsleben, das zum Ausdruck gelangt, wird den höher gebildeten Schichten der Gesellschaft entnommen und angepaßt sein. Probleme, die einer verfeinerten Cultur angehören, werden besonders beliebt sein, die Situationen wenig gemein haben mit den unmittelbaren Interessen der Gegenwart. Was nach irgend einer Seite anstoßen oder verdächtig sein könnte, wird vermieden. Fern von den Kämpfen und Gegensätzen der Zeit liegt das ideale Reich, das die Dichtungsstoffe liefert, und wo die Zeitinteressen gleichwohl berührt sind, wird es in zartester Weise geschehen und die ästhetische Behandlung streng alles Tendentiöse ausschließen. Es soll nicht gerade behauptet werden, daß die Hoflust, welche jene münchener Dichter zum Theil genossen oder genießen, einigen Einfluß, vielleicht unbewußt, ausgeübt hat. Aber unzweifelhaft ist es ein aristokratischer Ton, der durch ihre Erzeugnisse geht.

In dieser Beziehung bildet nun freilich das schwäbische Dichterbuch den geraden Gegensatz zum münchener, obwohl auch bei ihm mehre der münchener

Dichter sich betheiligte haben. Man braucht sich nicht an den Namen seines Herausgebers, der in seiner Heimath einen unzweideutigen Klang hat, zu halten, um in ihm einen ziemlich demokratischen Grundzug zu finden. Die Reliquien von Uhland und Kerner, deren gemeinschaftliche Posse „die Bärenritter“, ihrer Studentenzeit angehörig, uns die schönsten Tage der alten Romantik wieder heraufführt, stehen neben politischen Einfällen modernster Art, und blicken seltsam drein in das bunte Treiben, das sich um sie her entfaltet hat. Eine sehr gemischte Gesellschaft hat sich hier zusammengefunden. Die Auswahl ist wenig streng gewesen. Des Mittelmäßigen ist mehr als billig. Mörikes zarte Gefänge, Linggs fein ausgeführte Gemälde, von welchen eines recht an Giustis Muse erinnert, wenn es nicht — wiederum bezeichnend — vergangene Kulturzustände satyrisch behandelte, anstatt gegenwärtige, J. G. Fischers ernste Lyrik, Notters gedankenvolle Erzählungen wechseln ab mit heineschen Reminiscenzen schlimmster Art und Ergüssen, die zuweilen stark nach der Bierbank duften.

Da herrscht im münchener Dichterbuch eine strengere Disciplin. Man erkennt die sorgsam waltende Hand des Herausgebers, der alles Unvergohrene, aus den Schranken der feinen Sitte Hinausstrebende fern hielt. Es ist lauter gute, wohlgezogene Gesellschaft, in die wir eingeführt werden, anregend geistreich, lebendig, feinen Sinn erfreuend, und wenn dazwischen auch ein docirender Professor das Wort nimmt, um in „schmeichelmilden“ Terzinen den „Dreiklang des Lebens“ zu besingen, so athmen wir wieder auf, wenn nach ihm ein Chor jugendlich heiterer Sänger vollere Klänge des Lebens erschallen läßt. Eben bei ihnen möchten wir auch einen Augenblick verweilen. Denn was Geibel, Heyse, Lingg, Vodenstedt beigetragen haben, bezeichnet nicht eben eine Erweiterung ihres Talents, sondern zeigt uns diese Dichter von bereits bekannten Seiten.

Es ist schwerlich ein Zufall, daß Victor Scheffel an der Spitze jener Gruppe jüngerer Kräfte erscheint. Wenn der Dichter des Trompeters von Säckingen, des Eckehard und der Frau Aventure von mittelalterlichen Studien ausgegangen ist, angeborne Freiheit und Frische der Weltanschauung aber ihn gerade auf die gesunden Elemente in der mittelalterlichen Welt geführt hat und er ihr eine fröhlich derbe, naiv treuherzige Seite abzugewinnen versteht, so ist auch für Andere aus jenem Kreise die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Mittelalter die befreiende Schule für ihren Dichtergenius gewesen. Bei Wilhelm Herz, der um seiner Productivität willen hier in erster Linie zu nennen ist, springt dies besonders in die Augen. In seiner ersten Gedichtsammlung (Hamburg 1859) zeigte sich ein reiches, aber noch unsicheres Talent. In Formen und Stoffen erschien er noch vielfach schwankend. Doch überwog über die melancholischen Accorde eine naive Lust am Leben, die zuweilen einen stark

sinnlichen Ausdruck verlangte. Am besten erschien er da, wo er, sich ganz der Lust des Schaffens überlassend, in die Weise des Volkslieds einlenkte, und dieser Zug konnte durch das Studium der altdeutschen Sagenkreise, das gleichfalls dort bereits anklang, nur gewinnen. In der Uebersetzung des altfranzösischen Liedes von Rolands Tod (Stuttgart 1861) und der unter dem Namen der Marie de France auf uns gekommenen altbretonischen Erzählungen (Stuttgart 1862) zeigte er außer dem lebendigen Eindringen in das Original ein bedeutendes Formgeschick. Leicht und anmuthig flossen dort die Tiraden, hier die Reimpaare hin. Aber in voller Freiheit konnte sich sein Talent erst entsalten, wenn er die Fesseln des Originals abschüttelnd, sich in einer freien Nachdichtung versuchte. So schuf er denn in Hugdietrichs Brautfahrt, mit welcher das münchener Dichterbuch anhebt, ein reizendes episches Gedicht voll poetischen Dufts. Das Märchen- und Schwankartige ist besonders gut gelungen. Der Dichter geht völlig auf im Erzähler, der seine Geschichte in Einem Flusse bis zum heitern Ende führt. In den Gedichten, die Herz beigezeichnet, ist es gleichfalls diese frische naive Redseligkeit, welche besonders anzieht. Es ist, als ob unsrer mit Reflexion über und über gesättigten Lyrik mit Absicht der reine Volkston entgegengehalten würde, wenn nicht eben die Absichtslosigkeit dieser Lieder ihr eigenthümlicher Reiz wäre. Manche Verse lesen sich wie aus einem alten Volkslied. Es ist ein Wiederaufleben der Romantik, aber ohne jeden fränklichen Beigeschmack. Es ist jene Romantik, die sich ewig selbst erneut. Wir lassen uns auch den alten Zwingergraben, das hohe Erkerhaus, aus dem die Jungfräulein herauschauen, gefallen; denn so unmittelbar weiß uns der Dichter in die Situationen hineinzuversetzen, daß jenes Beiwerk alles Fremdartige verliert. Die Versuche, ernstere Probleme mit derselben Leichtigkeit zu behandeln, sind weniger gelungen. Aber es zeigt sich darin doch das Bestreben, sich nicht in ein Spiel mit jenen mittelalterlichen Formen zu verlieren. Und diese Gefahr läge allerdings bei Herz um so näher, mit je größerer Virtuosität er jene Formen handhabt.

Auch in Julius Grosses Liedern herrscht eine freudige befriedigte Weltanschauung vor. Aber es ist nicht der erste Frühlingsdrang, der sich in die Welt stürzt und im Sturm sie erobert, sondern diejenige Befriedigung, die ein ernster Geist nach überwundenen Zweifeln in einem selbsterkämpften Glück empfindet, in welchem er der vollen Lust des Lebens, aber zugleich seiner Schranken sich bewußt ist. Noch mehr spricht sich der Ton der Resignation in den Liedern H. Leutholds aus, den zuerst Geibel als Uebersetzer der neueren französischen Lyrik eingeführt hat. Es ward ihm schwerer, den vollen Ton der Lenzeslust zu finden. Der Gedanke überwiegt, und auch die fein empfundenen Bilder aus dem Süden nehmen am Schlusse stets eine Wendung zur Reflexion.

Eine ganze und volle Dichternatur zeigt sich uns wieder in Hans Hopfen. Auch er scheint sich gern in der altdeutschen Sage zu bewegen, wie denn auch Felix Dahn mit einigen Balladen aus dem Nibelungenkreise vertreten ist. Aber Hopfen, der unsres Wissens im Dichterbuch zum ersten Mal aufgetreten ist, zeigte gleich eine erfreuliche Vielseitigkeit. Wie ihm die Nibelungenstrophe gelingt, so weiß er auch den Ton des derben historischen Volkslieds des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts meisterlich zu treffen. Das Lied von der sendlinger Bauernschlacht mit dem Refrain: „lieber bayrisch sterben, als kaiserlich verderben“ ist in seiner unmittelbaren Lebenswahrheit ein wirkliches Stück Geschichte, im Unterschied von Ringgs historischen Bildern, bei welchen der Dichter seinen Standort in der Entfernung nimmt und mittelst der Reflexion die vergangenen Zustände näher bringt. Allen lebenswürdigen Zauber entfaltet dann Hopfen in dem Liedercyklus, einer unglücklichen Herzensgeschichte mit der ganzen Tonleiter der Liebesgefühle. Ein humoristischer Zug geht durch das Ganze trotz des ernstlichen Schlusses. Wir fühlen, wie des Dichters Gemüth gesund bleibt inmitten der herben Erfahrung, und wohl gesünder daraus hervorgeht. Ja wir empfinden etwas von jener goetheschen Befreiung des Gemüths durch das Aussprechen des Schmerzes im Gedicht. Inzwischen hat sich Hopfen mit Glück auch im Roman versucht: *Peregretta*, (Berlin 1864). Der Roman ist spannend angelegt, die Erzählung munter, lebendig, vor Laune, und unvermerkt weiß uns der Dichter mitten in Conflicten hineinzuziehen, die nur noch einen tragischen Ausgang erlauben. In den Situationen, besonders gegen den Schluß, wie auch in den Charakteren ist noch manches Unreife. Aber die ganze frische eigenthümliche Behandlung des an sich nicht eben neuen Stoffes läßt nach dieser Erstlingsarbeit noch reifere bedeutendere Früchte erwarten.

Je frischeres Leben nun aber in den Erzeugnissen dieser jung-münchener Schule zu spüren ist, um so auffallender bleibt doch die oben angedeutete Scheu, an die bewegenden Interessen der Zeit zu rühren: Möglich, daß in den Pulken noch verdächtige Producte verschlossen sind, von Einzelnen möchten wir es geradezu vermuthen. Aber auch dann bleibt diese Zurückhaltung ein bezeichnendes Symptom. Es ist nicht von Tendenzdichtung die Rede, es soll hier auch nicht der Werth der politischen Poesie oder das Maß ihrer Zulässigkeit erörtert werden. Es soll blos constatirt werden, daß diese münchener Dichter sich vor allen Abwegen dieser Art sorgsamst hüten, und daß auch die Jüngeren, die offenen Gemüths sich selbst ganz und ohne Rückhalt geben, einzig um das Weh ihrer Herzen bekümmert scheinen und damit in Gefahr stehen, den realen ethischen Boden, aus dem jede rechte Poesie erwachsen soll, zu verlieren. Um den Hauch der Gegenwart in der modernen Lyrik deutlicher zu spüren, müssen wir wieder zu den Schwaben zurückkehren, die in der That

auch in dieser Beziehung in merklichem Gegensatz zu ihren Brüdern an der Saar stehen. Die schwäbische Lyrik cultivirt überhaupt das Zeitgedicht mit Vorliebe. Erinuert man sich, daß ihr Stammbaum zu Schiller und Schubart hinaufreicht, und daß E. Mörike, der nach der goetheschen Seite liegt, überhaupt eine Ausnahme bildet, so ist diese Erscheinung schwerlich eine zufällige zu nennen. In Umland, dieser specifischen Incarnation schwäbischer Charaktereigenthümlichkeit, vereinigten sich die zwei Seiten der romantischen Welt und Naturbetrachtung und der erregten Theilnahme für die politischen Interessen. Jene Seite überwog bei den älteren, um ihn sich gruppirenden Dichtern, diese drängt sich bei der jüngeren Generation hervor. Außer den im Dichterbuch vertretenen Namen wären noch andere zu nennen, deren Begabung vorzüglich nach dieser Seite liegt. Auch J. G. Fischer verdankt einige seiner besten Eingebungen den bewegenden Zeitideen. Ludwig Seeger hat gleichzeitig mit dem Dichterbuch eine neue Ausgabe seines „Liederbuchs“ und seines „Sohns der Zeit“ erscheinen lassen, (Stuttgart, 1864), von welchen die letztere Sammlung ausschließlich Zeitgedichte enthält. Freilich von sehr ungleichem Gehalt, und vielfach auf den vagen Liberalismus der vierziger Jahre deutend, denen sie auch zum größeren Theil entstammt sind. Eine scharfe satirische Ader, Prägnanz des Ausdrucks läßt sich dem durch seine Uebersetzungen noch mehr bekannt gewordenen Verfasser nicht absprechen, aber der Ideengehalt ist doch wenig bedeutend, die Form oft salopp, derb, burschikos, die Anlehnung an fremde Muster häufig nicht zu verkennen. Eine neue Shakespeareübersetzung Seegers, mit deren Herausgabe zur Feier des Jubiläums demnächst begonnen wird, soll nach der Versicherung seiner Freunde wohlgelungen sein. Theobald Kerner, der Sohn des Justinus, ist ein neues Beispiel für jenes friedliche Zusammensein der alten Romantik und eines auf das Politische gerichteten Realismus. Gehörte sein „Natur und Friede“ ganz jener an, so athmen seine neueren Gedichte einen entschieden politisch-satirischen Geist. Eines derselben, das auch ins Dichterbuch aufgenommene Lied vom Reichsapfel ist in seiner Heimath fast zum Volkslied geworden. Was Fr. Rotter in dieser Richtung beigetragen hat, verräth wohl ansprechende Gedanken, die aber nicht zu klarer Durchsichtigkeit und Anschaulichkeit herausgearbeitet sind. Sein eigentliches Element scheint ein in Balladenform sich kleidender Cultus des Genius zu sein, wie sein vor zwei Jahren erschienener Cylus: „Dante Alighieri“ und im vorliegenden Buch sein Milton schließen läßt. Auch Feodor Löwe hat in seinem Prolog zum Herzog Ernst von Schwaben eine Art von Zeitgedicht geliefert, dessen Inhalt, wie man erzählt, seiner Zeit für so bedenklich gehalten wurde, daß es zu Umlands Gedächtnißfeier im stuttgarter Hoftheater, für die es gedichtet wurde, nicht gesprochen werden durfte.

Bezeichnend ist, daß auch Julius Grosse mit seinen drei Zeitbildern aus

dem Jahr 1859, von denen das erste eine sehr gelungene Satire auf die politischen Philister und Feinriecher ist, sich unter die Fahne des schwäbischen Dichterbuchs gestellt hat. Sollten etwa selbst diese Episteln, die doch sicher sehr ungefährlichen Inhalts sind, für die Aufnahme in das münchener Buch zu verdächtig gewesen sein? Dann bleibt es nur zu verwundern, daß kürzlich im Hinblick auf die eben jetzt brennende Frage im Morgenblatt zur bayerischen Zeitung, das bekanntlich von J. Grosse redigirt wird, die Klage laut wurde: „Warum sind die münchener Dichter in dieser patriotischen Sache so stumm, daß nicht Einer bisher kräftige Klänge ertönen ließ? Ist kein Tyrtaus unter ihnen?“ Die Frage scheint sich uns nach dem Obigen von selbst zu beantworten. Immerhin aber nehmen wir gern Notiz davon, daß jener Mangel in München selbst gefühlt und diesem Gefühl Ausdruck gegeben worden ist. 7.

Heute vor fünfzig Jahren.

Erinnerungen eines Veteranen aus dem Feldzug von 1814.

2.

Meine Gefangenschaft und die Befreiung.

Wie unglücklich ich mich fühlte, Gefangener zu sein, wie ich lieber todt gewesen wäre, brauche ich nicht zu schildern; genug, ich war in Verzweiflung. Ich hatte in der letzten Zeit viel Mißgeschick erduldet. Im letzten Gefecht, das wir 1812 in Kurland hatten (1. October, an der Garoffe) war ich, eine halbe Stunde etwa bevor es aufhörte, schwer verwundet worden. Am 17. September 1813, drei Wochen nach der Schlacht bei Dresden, einer Zeit, wo ich fast täglich im Gefecht gewesen, war ich wieder verwundet worden, was um so schlimmer war, als ich dadurch verhindert wurde, der großen Siegeschlacht bei Leipzig beizuwohnen. Das alles ging mir jetzt durch den Sinn, und nun gar in der Gewalt des Feindes!

Die Franzosen mißhandelten mich indeß wenigstens nicht. Sie brachten Grenzboten I. 1864.